

Altaich [Fortsetzung]

Autor(en): **Thoma, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 32

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645492>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 32
XXII. Jahrgang
1932

Bern,
6. August
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Zwei Gedichte von Walter Dietiker.

Sonne im Wald.

Ich leuchte, wo die Märchen gehen,
Ich streue Gold ins Waldrevier.
Ich wandle mit den sanften Rehen,
Und siehe da: sie folgen mir.

Und schließ' ich abends meine Lider,
Durchs grüne Wipfelmeer entschwebt,
So legen sich die Rehe nieder,
Wo noch im Gras mein Odem weht.

Ihn haucht noch eine ganze Dauer,
Was ich am Tag mit Licht getränkt
Und was mit wonnevollem Schauer
Im Schlaf noch meiner Kosung denkt.

Wer durch das Dunkel je gegangen,
Erlebt mich Sonne doppelt groß:
Das Reh wird von mir eingefangen,
Der Wald legt seine Seele bloß.

Wolkenflug.

Wir hören Sphären, die nur uns ertönen,
Wenn hoch wir durch die blauen Lüfte wehn.
Wir suchen Berge, würdig sie zu krönen —
Sie werden fern und hoch und einsam stehn.

Der Sonne Licht, reich schenken wir es wieder,
Von ihm durchflutet oder goldumsäumt.
Vielleicht auch bergen wir die Sonnenlieder,
Die irgendwo ein Menschenherz träumt.

Altaich

Eine heitere Sommergeschichte von Ludwig Thoma.

(Copyright by Alb. Langen, München.) 14

Auch Konrad war froh über den Verlauf der ersten Begegnung, die ihm, er wußte nicht warum, Sorge gemacht hatte.

Man setzte sich an den gedeckten Tisch, auf dem ein leuchtend brauner Gugelhupf, ein auf grünen Blättern ruhender Butterweiden und etliche Gläser voll Honig ländliche Wohlhabenheit verrieten.

Frau Schnaase ließ ihre Blicke in der Runde schweifen und rief:

„Wie hübsch es hier ist! Das ist also eine wirkliche Mühle im kühlen Grunde, und der Bach rauscht, wie man sich's nach dem Liebe vorstellt. Hier müßte man immer leben!“

„Du kannst ja das Experiment machen“, sagte ihr Mann. „Aber ich wette 'ne Stange Gold, nach vierzehn Tagen kehrtst du reumütig in die Hedemannstraße zurück.“

„Ich aus einer solchen Stimmung in die Hedemannstraße ...?“

„Denk an den Fünfuhrtee, Karline, und ans Theater, und an die Vorstellungen, wo die Dingsda, die Mannekänts

mit den neuen Kleidern, herumspazieren. Nee, in acht Tagen haben wir dich wieder ...“

„Gott! Wenn du wüßtest, wie schal mir das alles vorkommt!“

„Den Zahn laß' dir man ausziehen! Du kannst es nicht entbehren, und Mannekänts, das is nu mal die Boesie, die für dich Bleibe hat. Nämlich“ — Herr Schnaase sagte es zu Margaret — „nämlich meine Frau hat 'n Schwarm für den reinen Naturjenuß. Aber ich sage, das is Phantasie. Das wirkliche Landleben kannst du nicht verkraften, Karline; das is nicht für unsereins, das muß von Jugend auf gelernt sein.“

„Das ist vielleicht deine Ansicht ...“

„Es is die Macht der Gewohnheit; was ich dir immer sage. Natur is ja hübsch und kann sogar sehr hübsch sein, aber wir Großstädter vertragen nur ne Dosis davon, und hinterher brauchen wir wieder Nachtleben und Radau ...“

Konrad kam der Frau Schnaase zu Hilfe.

„Ich glaube, daß man die Stadt schnell vergißt ...“

„Nee ...“

„Das heißt ...“

„Nee, verehrter Herr Kunstmaler, nehmen Sie mir's schon nicht übel, das kann einer nicht wissen, der nicht mitten drin war, so nach zwölf in der Friedrichstraße. Diese Ruhe hier erträgt man auch, wenn man in Stimmung ist. Aber ich behaupte, sogar die paar Wochen auf dem Lande sind nicht ungemischte Freude ...“

„Du mußt eben opponieren“, sagte Frau Schnaase und wandte sich an Margaret. „Er hat das so. Er muß partout das Gegenteil behaupten ...“

„Ich muß nur ab und zu mal was richtig stellen, denn ihr Damens seid nicht konsequent und nicht aufrichtig. Sag mal selbst, wie wir hier mit der Zottelbahn ankamen, wer wollte da gleich wieder weg?“

„Aus andern Gründen, das weißt du gut, und übrigens mußte ich doch erst die Gegend kennen lernen ...“

Konrad kam wieder zu Hilfe und sagte, daß die Landschaft nicht sofort einen starken Eindruck mache. Aber wenn man sie länger kenne, würde sie einem lieb ...

„Das ist gerade das, was ich sagen wollte“, rief Frau Schnaase.

„Nanu! Es ist genau das, was ich gesagt habe. Man muß es gewohnt sein ...“

Er unterbrach sich, als das Dienstmädchen den Kaffee auftrug.

Der duftete so köstlich, und Butterbrot und Gugelhupf schmeckten so gut dazu, daß über Schnaase eine milde Stimmung kam.

Frau Margaret, die nach altbürgerlicher Art glaubte, daß sich gleich zu gleich halten müsse, knüpfte ein Gespräch mit Frau Schnaase an. Durch kluge Fragen erfuhr sie, wie diese Mit Schwester ihr Leben führte, und sie erkannte ihr Wesen und die Ursache ihrer Seufzerlein. Zeit totschlagen ist eine Arbeit, bei der man selten lustig bleibt, und auf weichen Pfählen sitzt man sich bald müde.

Karoline Schnaase, die ihre Liebe zu stimmungsvollen Mühlen noch eine Weile aufrecht hielt, schenkte dem bescheidenen Weiblein neben ihr ein wohlwollendes Gehör, und fand Vergnügen daran, vor ihm den Vorhang über der gleißenden Pracht ihres Berliner Lebens aufzuziehen. Sie merkte nicht, wie sie durch staunende Teilnahme immer weiter herausgelockt wurde.

Frau Margaret erfuhr also, wie hilfreich sich eine große Gesellschaft gegenseitig unterstützt, um die Zeit zu vertreiben, wieviele Sorgen das Vergnügen macht, und was für einen erbitterten Kampf man gegen die Langeweile zu führen hat.

Sie sah, daß es für diese Leute nicht Regen noch Sonnenschein gibt; daß Frühling, Sommer, Herbst und Winter ihnen nichts bringen als neue Kleider und Hüte und eine Abwechslung im Zeitvertreib, die wieder Gewohnheit wird und dann schmeckt wie abgestandenes Bier. Sie sah diese Menschen sich abmühen im Nichtstun, und der Blick in eine Arena, darin einer hinterm andern zwecklos im Kreise herumliet, machte sie so ernsthaft aussehen, daß Frau Schnaase glaubte, sie habe in dem bescheidenen Wesen Sehnsucht nach der großen Welt erregt.

Weil sie aber gutmütig war, wollte sie ihm das Unerreichte nicht gar zu verlockend erscheinen lassen und sagte: „Aber wissen Sie, gute Frau Ohwald, es ist nicht

alles Gold, was glänzt, und unsereinen trifft manche Sorge und man sehnt sich nach der schönen Ruhe, die Sie genießen.“

Da nickte Frau Margaret nachdenklich mit dem Kopfe und streifte mit einem Blicke das Mädchen, mit dem sich ihr Konrad unterhielt.

Henny beklagte sich darüber, daß sie in Altach so gar keine Möglichkeit zum Tennisspielen habe.

Ein Brief von ihrer Partnerin Dolly Hirsch hatte sie lebhaft an ihre Pflicht erinnert. Es war zu gefährlich, wenn sie so ganz aus der Übung kam. Sie mußte bei den Wettspielen im Herbst schlecht abschneiden. Eigentlich durfte sie gar nicht daran teilnehmen, weil sie die Chancen ihrer Partie gefährdete, aber wenn sie ihre Unterlassung eingestand, mußte sie ausscheiden, und dann wußte sie nicht, wo eine neue Partie zu finden war. Das ging nicht so einfach

Man wechselte noch einige freundliche Worte, und dann gab Frau Schnaase mit der Versicherung, daß es sehr, sehr schön gewesen sei, das Zeichen zum Aufbruch.

*

„Was hat er denn?“ fragte Martin, als Konrad verstimmt und nach wortfargem Abschied weggegangen war.

„Weiß man, was junge Leute haben?“ erwiderte Frau Margaret.

Als wenn er einen Zusammenhang gesucht oder gar gefunden hätte, sagte Martin unvermittelt:

„Ein schönes Mädel ist sie ... das muß wahr sein ...“

„Was nützt die schönste Schüssel, wenn nix drin ist?“ Das klang feindselig.

Wie die Margaret nur in der kurzen Zeit zu ihrer Abneigung gegen das hübsche Fräulein gekommen war?

Martin war doch dabei gewesen und hatte nichts gehört und nichts gesehen, was ihm aufgefallen wäre. Die Weiber haben ihre Muden.

Auf dem Heimwege blieb Schnaase bald hinter der Erntmühle stehen, stützte sich auf den Stod und holte zu einer längeren Rede aus:

„Nu will ich euch mal was sagen. Die alten Leute sind ganz nette Kleinbürger, der Kaffee war famos — aber der junge Mensch gefällt mir nicht. Der hat 'n Frost in Kopp, und ich will euch sagen, was mit dem seiner Malerei un Kunst wird. Nichts wird es. Da is kein Ernst in der Sache, wenn einer bei Muttern bleibt un bloß die Weinwand bekleckert und von Schnee und Schornsteinen quasselt.“

Herr Schnaase war im rechten Fahrwasser und benützte den günstigen Umstand, daß seine Karoline beim Steigen außer Atem kam und ihn nicht unterbrechen konnte.

Hinter der Kirche hörte er plötzlich zu reden auf und brach seinen Satz mit einem erstaunten „Nanu!“ ab.

Eine aufgeputzte Dame rauschte an ihm vorbei, ein betäubender Duft von peau d'Espagne umschmeichelte seine Nase.

Er wandte sich um und sah die merkwürdige Erscheinung im Hause des Schlossermeisters Hallberger verschwinden.

Nanu?

*

Als Henny in ihr Zimmer kam, sah sie einen Brief auf dem Tische liegen. Er trug den Poststempel Altach.



Reifezeit. Nach einem Gemälde von Emil Czech.

Erntelied.

Es steht ein gold'nes Garbenfeld,
Das geht bis an den Rand der Welt.
Mahle, Mühle, mahle!

Es stödt der Wind im weiten Land,
Viel Mühlen steh'n am Himmelstand.
Mahle, Mühle, mahle!

Es kommt ein dunkles Abendrot,
Viel arme Leute schrei'n nach Brot.
Mahle, Mühle, mahle!

Es fegt der Sturm die Felder rein,
Es wird kein Mensch mehr Hunger schrei'n.
Mahle, Mühle, mahle!

Richard Dehmel.

Ueberrascht und neugierig nahm sie ihn, hielt ihn gegen das Fenster und roch daran.

Er war nicht parfümiert.

Sie riß den Umschlag auf und fand zwei grobgezackte Blätter, die mit großen, genialischen Schriftzügen bedeckt waren.

Sie las:

An das Mädchen mit den hellen Nägeln.

Belangreiche unter den Belanglosen!

Ich pflanze Dir meine Blide ins Gesicht. Mein Blic reißt Deine Augenlider auf. Der völlig Entzündete fängt von der Entflammenden Feuer. Du siehst mich geschwungener Braune an und sprengst meine gedämpfte Existenz.

Ich schäume über und rase; mein Gefäß ist zersprengt. Mädchen mit den hellen Nägeln!

Der Entzündete.

Henny sah mit Vergnügen, daß sie angedichtet worden war von einem ganz Modernen.

Sie hatte die Herren öfter gesehen, die im Café tote Wände anglogen und mit blutenden Seelen darüber klagten, daß andere Leute arbeiten.

Von so einem angedichtet zu werden, das war doch rasend interessant!

Wie er sie duzte, frech wie Oskar!

Natürlich waren die Verse von dem Jüngling mit den dunkeln Nägeln, von dem Erotiker ohne Soden.

Am Ende war er wahnsinnig echt Bohème?

Jedenfalls konnte man ein bißchen mit ihm kokettieren, denn mit irgend etwas mußte man sich in dem langweiligen Neste die Zeit vertreiben.

Sie verschloß den Brief in ihrem Koffer.

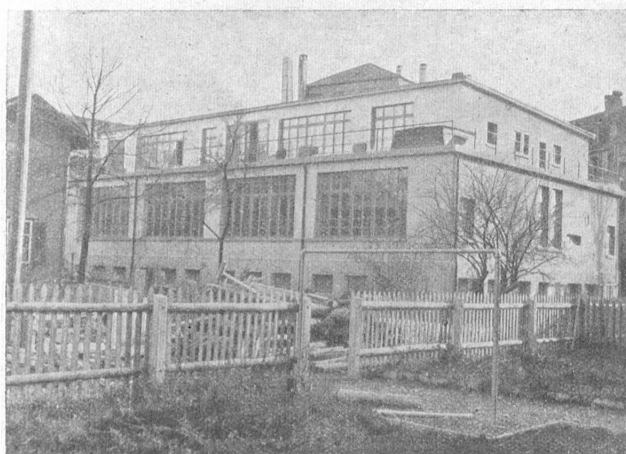
Ob Tobias Bünzli mehr erhofft hatte?

Ob er geglaubt hatte, daß seine Worte wie züngelnde Schlangen das Mädchen anspringen würden?

Vermutlich nicht.

Denn in Bünzli steckte noch ein starker Rest von solider Winterthurer Nüchternheit.

Eine mäßige Erbschaft und eine hinter der Ladenbuddel aufgequollene Sehnsucht hatten ihn auf die Abwege der neuen Dichtkunst geführt, in der er gleich Meister wurde, ohne Lehrling gewesen zu sein.



Der Neubau von 1932 der Kunstanstalt Kümmerly & Frey in Bern.

Sein Erbteil schwand dahin, und er sah sich im Geiste wieder im Laden stehen.

Aber es war seltsam, wie wenig ihn der Gedanke erschreckte. Ja, manchmal ertappte er sich auf dem Wunsche, es wäre schon so weit.

Vorerst mußte er aber noch gewaltige Werte schaffen und Worte bilden, die junge Mädchen wie züngelnde Schlangen ansprangen. (Fortsetzung folgt.)

Achtzig Jahre Lithographie und Kartographie.

Zum Geschäftsjubiläum der Kunstanstalt Kümmerly & Frey in Bern.

J. B. Widmann schildert in einem seiner schönsten Gedichte, wie ihn einst als Knabe ein Atlas, „ein Kartenbild der Welt“, als Weihnachtsgeschenk empfangen, in einen wahren Taumel des Glücks versetzt habe, und wie er tagelang über den farbigen Blättern gesehnen und in der Vorstellung die schönsten Reisen gemacht.

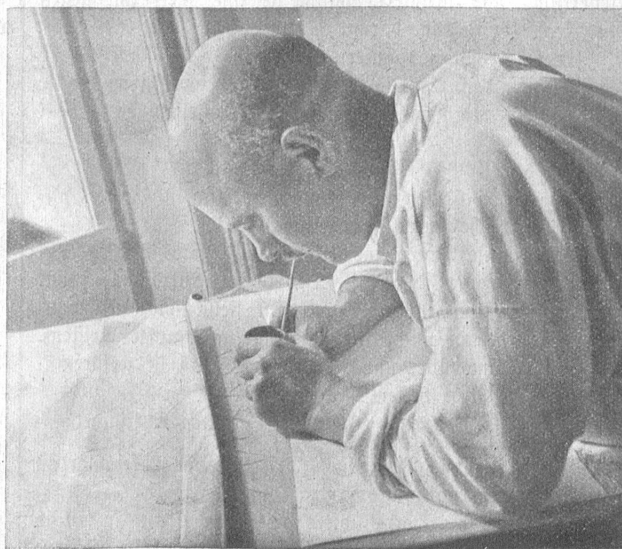
Wie der Knabe Widmann, so sitzen allwinterlich Millionen von Kindern über ihren Atlanten und Schülerkarten, gleiten mit dem Finger „an den Konturen der Isthmen und der Vorgebirge hin“, werfen „Anker in der stillen Palmenbucht“ und fahren „den Amazonas jekt hinauf, den breiten, der langsam wälzt den Wogenschwamm ...“ Gewiß, die Geographiekarten sind ganz unvergleichlich wertvolle Bildungsmittel für intelligente und phantasiestarke Kinder, und man tut gut, sie recht frühe mit deren Zeichen und Symbolen vertraut zu machen. Wie viel leichter als zu Widmanns Zeiten haben es die heutigen Kinder mit dem Kartenstudium! Schreiber dieser Zeilen hat eine Generation später noch die braungrauen Schraffenarten erlebt. Es waren namenreiche, aber vorstellungsarme Lehrmittel, recht die Symbole der damaligen Schule. Immerhin, ich lernte viele Namen, die mir heute noch ab und zu nützlich sind. Aber das weiß ich auch, daß mir die Freude an den geographischen Dingen erst damals aufging, als ich zum Genuß eines begriffellärenden Unterrichtes kam. Die vernünftige Schule verdankte diesem dem Einfluß des unvergeßlichen Gottlieb Studi, dieses Pioniers des neuzeitlichen Geographieunterrichtes. Die auf die Begriffsbildung zielende, mit Anschauung und Anschaulichkeit arbeitende neue Methode bekam damals durch Hermann

Kümmerlys farbige Relieffkarte der Schweiz, der dann in rascher Folge die Bernerkarte und andere Kantonskarten sich beigesellten, das ideale Anschauungsmittel.

Kümmerlys Schweizerkarte, um die Jahrhundertwende entstanden, bedeutete einen Wendepunkt nicht nur im Geographieunterricht, sondern auch in der Kartographie. Sie verhalf in der Schweiz der farbigen Relieffdarstellung zum Durchbruch. Anders als in dieser Manier bearbeitete Schul- und Reisekarten sind bei uns gar nicht mehr denkbar. Wer sich vom hohen Stand der schweizerischen Kartographie eine richtige Vorstellung machen will, findet die beste Gelegenheit dazu in der Jubiläumsausstellung der Kunstanstalt Kümmerly & Frey im Kantonalen Gewerbemuseum, auf die in letzter Nummer dieses Blattes schon hingewiesen worden ist.

An den Originalarbeiten Hermann Kümmerlys und seines Mitarbeiters Huerst, die hier zu sehen sind, läßt sich der lange und arbeitsreiche Studienweg verfolgen, der zu den glänzenden Erfolgen der Firma Kümmerly & Frey geführt hat. Die subtilsten Malversuche auf den topographischen Kurvenarten mußten ausgeführt werden, bis das erstrebte Maximum von Bildhaftigkeit und Anschaulichkeit erreicht wurde. Bei der Schweizer Schulwandkarte war das Problem ein doppeltes: Es galt einmal, durch Farben möglichst alle die Reliefwirkungen herauszubringen, die man an Detailkarten studiert hatte. Dann aber auch, was für die Schulwandkarte als Anschauungsmittel wichtiger war, die großen Züge des schweizerischen Geländes: die Dreiteilung Alpen, Mittelland und Jura so zur Geltung zu bringen, daß sie den Schülern leicht in die Augen springen. Diese Synthese ist Hermann Kümmerly vorzüglich gelungen, und jeder wissende Beschauer steht vor seiner Karte unter dem Eindruck eines Kunstwerkes. Diese erprobte Darstellungsweise eignet allen den 16 Kantonskarten, die die Kartenanstalt Kümmerly & Frey im Laufe der Jahre geschaffen hat. Gewisse Kantonskarten, wie etwa die der Kantone Wallis und Graubünden mit ihrer reichen und großzügigen Geländegestaltung, können geradezu als kartographische Wunderwerke bezeichnet werden.

Angesichts dieser kartographischen Spitzenleistungen begreift man auch die große Zahl von Kartenaufträgen, die der Berner Kunstanstalt aus Kreisen der Touristik und des Verkehrs und nicht zuletzt auch aus den Bureaux der Eidgenössischen Topographischen Anstalt, der Bundesbahnen und



Kartograph an der Arbeit.